

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 43

Artikel: Die missbrauchten Liebesbriefe [Schluss]
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 43 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 23. Oktober 1920

Oktober.

Von Alfred Huggenberger.

Der Bauer trägt die Traubenlast
Den steilen Rebensteig hinan;
Im Weinberg ist der Lärm zu Gast,
Es knallt ein Böller ab und an.

Der Bauer keucht mit Müh' bergauf,
Sieht leider manchen Rebstock leer;
Er sinnt und sorgt, er rechnet auf:
Wo nehm' ich Geld zum Zinsen her?

Ein Dichter wandelt kühl vorbei
Und denkt: der hat auch seine Schur,
Spinnt ein Gedicht drauf, weich und neu
Vom Glück am Busen der Natur.

Die mißbrauchten Liebesbriefe.

Von Gottfried Keller.

(Schluß.)

Der gestirnte Himmel spannte sich über das Tal, in welchem die Lichter von Seldwyla in einem dichten Haufen glänzten; darüber vergaß Wilhelm, was in der Stube war, seine Gedanken irrten um die dunkle Stadtmauer in der Tiefe, und eben tat er einen ordentlichen Seufzer, als dicht unter seinem Fenster eine weibliche Gestalt vorüberging mit den Worten: „Gute Nacht, Herr Hexenmeister!“ Es war Frau Nennchen, welche unbemerkt aus dem Häuschen gehuscht war und lachend den Berg hinuntersprang. Er machte eine Bewegung und eine Stimme rief in ihm: „Laß sie nicht entweichen!“ Aber dennoch wich er nicht von der Stelle und seine Sehnsucht flog über die spukhafte Bäuerin hinweg in das Tal, wo Gritli war. Alle Geister der Leidenschaft waren nun aufgeweckt, und taumelten wie trunken in seinem Herzen umher, und er verbrachte die Nacht schlaflos und aufgereg.

„Dem wollen wir abhelfen!“ rief er, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und er aus dem unruhigen Morgenschlaf erwachte, „ich will für einige Zeit den Platz räumen, und andere Luft suchen!“ Gefagt, getan! Er hing zum zweitenmal die Reisetasche um, ergriff einen Steden, schloß Fensterladen und Tür und machte sich auf den Weg, dem Luchscherer den Schlüssel zu bringen und sich bei ihm zu beurlauben.

Ein leichter und rascher Schritt weckte ihn aus dem Brüten, in dem er alles getan hatte. Er kannte den Schritt und lauschte ihm einige Augenblicke, eh' er aufzuschauen wagte. Schon warf die Morgensonne den leichten Schatten eines Schleiers auf den glänzenden Weg, dicht unter seine Augen; der Florschatten umflatterte ein Paar rund gezeichnete Schultern. Wilhelm war plötzlich wie in ein Fegefeuer gesteckt und bemerkte dennoch in aller Verwirrung, daß der wohlklingende Schritt fast unmerklich zögerte. Endlich blickte er in die Höhe und sah Frau Gritli nahe vor sich, welche ihrerseits errötete und verlegen lächelnd vor sich hinsah. Beide Personen beschleunigten in der Verwirrung ihren Gang und eilten sich vorüber, wahrscheinlich um sich nie wieder zu treffen. Da zog Wilhelm doch noch seinen Hut und Gritli erwiderte den Gruß mit einer raschen Verbeugung. Wie an einem Drahte gezogen, sah jedes zurück, stand still und wendete sich mit mehr oder weniger langsamer Bewegung; endlich schossen sie zusammen wie zwei Hölzchen, die auf einem Wasserpiegel dahintreiben, und stehenden Fußes gingen sie eilig nebeneinander fort. „Sie wollen doch nicht verreisen, weil Sie Tasche und Stab tragen?“ sagte Gritli. Wilhelm erwiderte, er wolle allerdings fortgehen, und als sie fragte, warum und wohin? erzählte er von Geschäften, von schönem Wetter, von diesem und jenem, und Gritli flocht ebenso

inhaltlose Dinge dazwischen, aber alles in tiefster Bewegung. Sie gingen rasch, atmeten schnell und sahen sich abwechselnd an; so waren sie, ohne es zu sehen, auf einen Waldpfad geraten und gingen schon tief in den Bäumen, als Gritli endlich rief: „Wo sind wir denn hingekommen? Ist das Ihr Weg?“ „Meiner?“ sagte Wilhelm ernsthaft, „nein!“ „Nun, das ist gut!“ meinte sie lachend, „so müssen wir nur sehen, daß wir bald wieder hinauskommen!“ Er sagte: „Da wollen wir hier quer durchgehen!“ und wanderte auf einem schmalen Seitenpfade voran durch den Forst. Nach einer Weile kamen sie auf eine kleine Lichtung, die von hohen Föhren eingeschlossen war, deren Kronen sich ineinander bauten. Unter den Föhren lagen große rötliche Steine übereinander, denn es war das Grab des keltischen Mannes, und rings herum war der Platz von den weißen Sternen der Anemonen bedeckt.

„Hier ist's schön!“ rief Gritli, „hier muß ich ein wenig ausruhen, ich bin müde geworden!“ Sie setzte sich auf die Steine und Wilhelm blieb vor ihr stehen. „Machen Sie nicht, daß der aufwacht, der da unten liegt!“ sagte er; erschreckt fragte sie, was er meine, und er erzählte ihr die Geschichte von dem Grabe. Nach einer Weile bemerkte sie: „Wo mag wohl seine Frau liegen? Gewiß nicht weit!“ „Das kann man freilich nicht wissen!“ antwortete Wilhelm lachend, „vielleicht liegt sie auf einem Schlachtfelde in Gallien, vielleicht auf einem andern Berge in dieser Gegend, vielleicht hier ganz in der Nähe, und vielleicht hat er gar keine gehabt!“

Hierauf trat eine Stille zwischen die zwei Leute und jedes schien in eigentümliche Gedanken vertieft. Gritli hatte ihren Hut abgelegt und zeigte plötzlich statt der Locken, die dem Schulmeister sonst in die Augen gestochen, ein glänzend glattgekämmtes Haar, einen schlichten runden Kopf. Das verblüffte und verblendete ihn gänzlich, denn durch die ungewohnte Veränderung erschien sie ihm schöner als je. Auch war sie außerordentlich fein und anmutig gekleidet, ob schon einfach, aber alles frisch und wohlgemacht; nichts Einzelnes fiel auf und doch machte alles einen angenehmen Eindruck, der sich wieder der Herrschaft des schlichten blühenden Kopfes durchaus unterordnete. Diese Frau war in ihren Kleidern und bei sich selbst zu Hause, und wer da einkehrte, befand sich in keiner Marktbude. Das alles verjagte Wilhelm in tiefe Melancholie und er sah die schöne Frau vor sich, wie man in die frühlingsblaue Ferne sieht, in die man nicht hinein kann.

Als die tiefe Stille einige Minuten gedauert, während Gritlis Busen unruhig wallte, rief der Rudel aus der Tiefe des Waldes, zwar nur ein einziges Mal, aber hell und widerhallend. Beide sahen sich an, und ohne weitere Zeit zu verlieren, sagte Gritli mit einem freundlichen Lächeln: „Es ist mir lieb, Sie noch getroffen zu haben; denn halb und halb hatte ich die Absicht, Sie in Ihrem Häuschen aufzusuchen!“

Wilhelm sah sie mit großen Augen an; diese Worte weckten ihn aus seiner Vergessenheit und machten ihm das Verhältnis gegenwärtig, in welchem er eigentlich zu der Frau stand. Er brachte deswegen nur ein mißtrauisches und kurzes „Warum?“ hervor und glaubte sich mit heißen

Wangen einer neuen Komödie ausgefetzt. Sie aber sagte: „Ich wollte Sie gern fragen, ob Sie mir noch zürnen wegen der Geschichte mit den Liebesbriefen?“

„Ich habe Ihnen nie gezürnt,“ erwiderte er, „sondern nur mir selbst; dennoch war das, was Sie vor Gericht von mir sagten, nicht gut und auch undankbar; denn ich habe Ihre Schönheit und Lieblichkeit so hochgehalten, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als an einen Gott zu glauben, der Sie geschaffen und mir geschenkt habe, was freilich ein eitler und eigennütziger Gedanke war!“

Eine prächtige Röte überflog Gritlis Gesicht. „Ich war nicht undankbar!“ sagte sie, indem sie die Handschuhe auszog und ihre Fingerspitzen betrachtete, „als ich jene Worte sprach, dachte ich —“ sie stockte und Wilhelm sagte mit fast tonloser Stimme: „Nun, was dachten Sie?“ „Ich dachte,“ flüsterte sie, die Augen niederschlagend, „nun, ich dachte in meinem Herzen, daß dafür meine Person, wie sie ist, Ihnen für immer angehören sollte, wenn die Zeit gekommen sei! Und da bin ich nun!“

Zugleich reichte sie beide Hände hin und schlug die Augen zu ihm auf. Es war kein so blitzender Blick, wie sie ihm einst über die Hecke zugeworfen, aber doch viel tiefer und klarer. Er ergriff ihre Hände, sie stand auf; doch wußte der gute Pascha, der in seinen Gedanken eine ganze Stadt voll Weiber beherrscht hatte, mit dieser einzigen so gleich nichts anzufangen, als daß er wie betäubt mit ihr auf der Lichtung hin- und herging und sie anlachte, ohne ihre Hand loszulassen. Endlich setzten sie den Weg wieder fort, Wilhelm ging voraus, sah sich aber von Zeit zu Zeit wieder um, ob sie ihm auch folge auf dem schmalen Pfade, und immer war sie lächelnd hinter ihm. Da trat sie einstmals hinter eine dicke Buche und verbarg sich dort, und als er wieder rückwärts blickte, fand er sie nicht mehr. Ungewiß und erschrocken stand er still, und als er nichts mehr von ihr hörte und sah, ging er langsam etwa zwanzig Schritte zurück, und mit jedem Schritte stieg schwärzer der betrübte Verdacht in ihm auf, daß er abermals der Gegenstand einer Bosse geworden sei, so abenteuerlich das auch gewesen wäre; denn er konnte sich kaum in seine Stellung als beglückter Liebhaber finden. Da hustete es schallhaft hinter der Buche, und als er näher trat, breitete die Vermißte die Arme nach ihm aus. Jetzt endlich umschlang er sie, bedeckte sie mit Küssen, die mit jeder Sekunde besser gelangen, und sie hielt ihm schweigend still und fand, daß sie bis jetzt auch nicht viel von Liebe gewußt habe.

Nachdem Wilhelm sich fürs erste etwas beruhigt, ließ er sich mit der Geliebten auf eine mächtige bemooste Wurzel der Buche nieder, streichelte ihr die Wangen und fragte, ob sie nicht einmal eines Mittags im Herbst schon vor seinem Häuschen gewesen sei? „Hast du mich also doch gesehen?“ erwiderte sie und bejahte seine Frage. Er erzählte ihr das Abenteuer und offenerzig auch dasjenige mit der Frau Aemchen und wie nur die Erinnerung an jenen Anblick, da Gritli auf seiner Treppe gesessen, ihn vor dem Abfalle bewahrt habe.

Gritli streichelte ihn hinwieder, küßte ihn und sagte: „So bist du also einer von den Rechten, bei denen keine Mühe verloren ist!“

Als der Mai gekommen, hielten sie unter blühenden Bäumen eine fröhliche Hochzeit. Während sie die Reise machten, suchte der Tuchschärer in der Gegend für sie ein beträchtliches Landgut, welches sie nach ihrer Rückkehr kauften und bezogen. Wilhelm baute den Besitz mit Fleiß und Umsicht und mehrte ihn, so daß er ein angesehenener und wohlberaterer Mann wurde, während seine Frau in gesegneter Anmut sich immer gleich blieb. Wenn ein Schatten des Unmutes über ihren Mann kam oder ein kleiner Streit entstand, so entrollte sie ihre Locken, und wenn deren Macht nicht mehr vorhalten wollte, so strich sie dieselben wieder hinter die Ohren, worauf Wilhelm aufs neue geschlagen war. Sie hatten wohlgezogene Kinder; welche sich, als sie erwachsen waren, andere Wohlgezogene zur Ehe herbeiholten. Auch der Tuchschärer blieb in der Freundschaft und erhielt sich als ein geborgener Mann, so daß nach und nach eine kleine Kolonie von Gutbestehenden anwuchs, welche, ohne einem heiteren Lebensgenusse zu entsagen, dennoch Maß hielten und gediehen. Sie wurden von den Selbstwählern ironisch „die halblustigen Gutbestehenden“ oder „die Schlauföpfe“ genannt, waren aber wohl gelitten, weil sie in manchen Dingen nützlich waren und dem Orte zum Ansehen gereichten.



P. Ch. Robert.

La femme aux pigeons.

Klißsee «Pages d'Art».

Viktor Störteler aber und seine Rätter waren samt jenen Liebesbriefen, welche sie aus Hunger und Not doch wieder hergestellt, auf sich bezogen und unter vielem Gezänke vermehrt hatten, längst vergessen und verschollen.

— Ende. —

Das Urserental ein Stausee?

„Berrückte Idee!“

So hätte man noch vor wenig Jahren jenes Projekt charakterisiert, das das Urnerloch zumauern und das lange Urserental bis hinauf zur Furka in einen See verwandeln will; das Andermatt mit seinen achtzig Wohnhäusern, seinen Hotels, Geschäftshäusern, seiner Kaserne, das das alte historische Hospental, seit Jahrhunderten der Ausgangspunkt des weltberühmten Gotthardpasses, das freundliche Realp abbauen und irgend anderswo wieder aufbauen will, falls die Leute es nicht vorziehen, mit ihrem Geld nach Amerika auszuwandern oder in Gegenden der Schweiz, wo mehr Platz vorhanden ist als im überschwemmten Urserental, sich neu anzusiedeln.

Nun ist aber der Krieg mit seinen Nöten im Gefolge gekommen. Zu sentimentalien Betrachtungen ist auch die Nachkriegszeit nicht geeignet, und wenn uns heute jemand ausrechnet, das und das Stauwerk sichert uns 200,000 Pferdekraft à so und soviel Franken pro Krafteinheit, d. h. zu einem lächerlich geringen Preise — ein glänzendes Geschäft! — dann ist auch das kühnste Projekt nicht zu kühn, die absurdeste Idee nicht mehr zu absurd, um verwirklicht zu werden.

Darum wohl läßt sich heute jenes Urserentalprojekt nicht mit einer Geste abtun und muß sich die Öffentlichkeit damit beschäftigen.

Wir kennen die Träger des Projektes nicht und wissen nicht, wie ernsthaft sie zu nehmen sind. Wir wissen nur, daß ihr Stauseeprojekt existiert und bereits in der Presse besprochen wurde. Wir wissen aber auch, daß die Stau-Idee überhaupt gegenwärtig in der Luft schwebt. Die Mäse soll an der Grindel oben zu einem riesigen See gestaut werden, die Saane am Sanetsch, der Lungernsee, der Seelisbergersee, der Silfersee, die Stockhornseelein sollen gestaut und abgezapft werden, ja sogar der Bierwaldstättersee soll Wasser hergeben an eine Röhrenleitung von Kühnacht nach Immensee, weil er das Pech hat, 20 Meter höher zu liegen als der Zugersee.

An dieser Tatsache ist weiter nichts zu kritisieren. Das Bestreben, unsere Wasserkraft nutzbar zu machen, unser Land durch die weiße Kohle von der schwarzen unabhängig zu machen, ist im Gegenteil der öffentlichen Unterstützung wert. Aber für die Reihe der Wasserwerksprojekte gibt es doch eine Wertskala, und diese gilt es im Prinzip festzustellen.

Wir sind als Laie nicht in der Lage, uns über die technischen Punkte auszusprechen, die den Wert oder Unwert eines Projektes bestimmen. Wir wissen nicht, in wie weit beim Urserenprojekt das Problem der Abdichtung gelöst ist; jedenfalls dürfte die Errichtung einer 80 Meter hohen dichten Staumauer beim Urnerloch ein schwieriges Stück Arbeit sein. Auch kennen wir die Antwort der Ingenieure nicht auf die Frage: Wie kann diese Stauwehr strategisch gesichert werden, daß nicht eines Tages ein türkischer Feind durch irgend einen klugen Handstreich Gewalt über sie bekommt, sie zu sprengen und das Reußtal durch eine Wasserflut zu bedrohen? Die Kosten für die Neuanlagen der Gotthardstraße in der Schöllenen Schlucht und im Urserental, der Schöllenenbahn und Furkabahn — oder sollen diese alten und neuen Verkehrsanlagen etwa überhaupt verschwinden? — müssen